

Germanischen Zentralmuseums, Mainz 2009. VIII und 295 Seiten; 147 Abbildungen, 8 Tabellen.

Der vorliegende Band stellt die zusammenfassende Publikation zum Projekt »Foreigners in Early Medieval Europe« dar, das von der Europäischen Kommission im Rahmen des Programms »Kultur 2000« in den Jahren 2002 bis 2005 gefördert wurde. Es war das zentrale Anliegen des Projekts, eine mehrsprachige Internetbilddatenbank aufzubauen, die sogenannte »fremde« Gräber von Skandinavien bis Nordafrika auflistet und der Forschung als Grundlage für übergreifende Studien dienen soll (www2.rgzm.de/foreigners/frame.cfm). Dazu fanden sich Wissenschaftler aus zehn Staaten zusammen, die darüber hinaus die archäologischen Nachweismöglichkeiten von Migrationen und Akkulturationsprozessen im frühmittelalterlichen Europa im internationalen Vergleich auszuloten versuchen. Dabei gelangen sie auf Grund regional differierender Quellenlage und da sie selbst zudem durch verschiedene Forschungstraditionen geprägt sind, zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen.

Im einleitenden Aufsatz erläutert Dieter Quast die gängigen Interpretationsmodelle für das Auftreten von Artefakten außerhalb ihres engeren Verbreitungsgebietes anhand von Beispielen aus der jüngeren römischen Kaiserzeit sowie den Perioden der Völkerwanderung und der Wikinger. Die überregionale Verbreitung von Elementen der Bestattungs- und Beigabensitte in Gräbern der Haßleben-Leuna-Gruppe ist zweifellos auf ein weiträumiges Kommunikationsnetz der sozialen Eliten zurückzuführen und auf weithin verbreitete Vorstellungen davon, wie Macht symbolisiert wird. Wanderungen von Personengruppen sind in der Archäologie eine der beliebtesten und gleichzeitig umstrittensten Erklärungen für in ihrem Umfeld fremd erscheinende Befunde und Artefakte. Dies gilt insbesondere für Kleidungsbestandteile. Die Kritik am Konzept der sogenannten Tracht und der ethnischen Interpretation ändert nichts an dem auffälligen Verbreitungsbild der entsprechenden Funde. Der Autor möchte das Problem des archäologischen Nachweises der Migration von der Diskussion um die ethnische Deutung des Fundmaterials trennen. Er verzichtet gänzlich auf die Zuweisung von Funden zu ethnischen Gruppen, die aus den schriftlichen Quellen bekannt sind, und stellt allein das archäologische Material in den Mittelpunkt der Betrachtung. Den Nachweis von Zuwanderungen hält er für erbracht hinsichtlich der Silberblechfibeln im westlichen Frankenreich und donauländischer Funde der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Alamannien, die unter Berücksichtigung des grabrituellen Kontextes analysiert werden. Schließlich wendet sich der Verfasser der Wikingerzeit zu, wo die weiträumige Verbreitung von sowohl Luxuswaren als auch Massengütern häufig mit Handelsbeziehungen und mobilen Kaufleuten erklärt werden kann. Methodische Probleme bereitet weiterhin die Trennung von dauerhafter Migration und kurzfristiger Mobilität einzelner Personen, ferner die Entscheidung, ob fremde Objekte

Dieter Quast (Hrsg.), **Foreigners in Early Medieval Europe. Thirteen International Studies on Early Medieval Mobility.** Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 78. Verlag des Römisch-

in Gräbern auf Mobilität der Bestatteten hinweisen oder auf die Beweglichkeit des Gutes.

Mit Aspekten des skandinavischen Handels in der Völkerwanderungs- und Vendelzeit befasst sich auch der Beitrag von John Ljungkvist. Auf dem Weg der Analyse nach Nordeuropa importierter Glaserzeugnisse und -rohstoffe sowie Metallgefäße kommt der Autor zu dem Schluss, dass die oft festgestellte Krise des Handels im sechsten und siebten Jahrhundert bezüglich dieser Fundgruppen nicht erkennbar ist. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts werden deutliche Veränderungen beim Glasimport ersichtlich. Stammt die Gefäße dieses Materials zuvor vor allem aus dem östlichen Mitteleuropa, verweisen die jüngeren Funde durchweg auf Westeuropa als Herkunftsregion. Der Verfasser sieht hier Zusammenhänge mit dem Zusammenbruch des Thüringerreiches und dem Vorstoß der Awaren, betont aber zugleich, dass das aktuelle Fundbild durch Überlieferungsfilter verzerrt sein kann und neben den vor allem aus Gräbern stammenden Gläsern vermehrt Siedlungsfunde in die Betrachtung einbezogen werden müssten.

In einem umfangreichen Beitrag beschäftigt sich Karen Høilund Nielsen mit den so genannten Fibeln vom Nordischen Typus, der zuletzt von Günther Haseloff umfassend behandelt wurde (Die gernamische Tierornamentik der Völkerwanderungszeit. Studien zu Salin's Stil I. Vorgesch. Forsch. 17 [Berlin und New York 1981]), und den Möglichkeiten, anhand dieser Stücke die Mobilität von Personen skandinavischer Herkunft nachzuweisen. Der Ursprung dieser Form liegt in Nordeuropa, doch sind sie in der älteren Merowingerzeit in vielen Varianten über weite Teile Mitteleuropas und darüber hinaus gängige Ware mit Verbreitungsschwerpunkten im thüringischen, alamannisch-bayerischen sowie rheinfränkischen Siedlungsraum und in Südostengland. Ein Hauptproblem beim Umgang mit diesem Typus liegt in der Unterscheidung zwischen Importen aus Skandinavien und deren in Mitteleuropa beziehungsweise Kent gefertigten Nachahmungen und Derivaten. Während Haseloff für einen Großteil der kontinentalen Funde eine nordische Herkunft annimmt, macht Nielsen wahrscheinlich, dass zumindest einige Varianten wohl ausschließlich außerhalb Skandinaviens gefertigt wurden. Dies gelingt ihr auf dem Weg einer gründlichen Dekorstudie der im Tierstil I verzierten Fibeln. Die Autorin führt zunächst eine Korrespondenzanalyse zu den Einzelementen der Tiermotive (Kopf, Bein, Fuß) an einunddreißig Gewandschließen aus dem südlichen Skandinavien durch. Das Ergebnis der Seriation dient ihr als Maßstab für die Beurteilung der kontinentalen und englischen Funde. Einschränkend muss allerdings festgehalten werden, dass sich unter Einbeziehung des übrigen skandinavischen Raumes durchaus noch weitere Hinweise auf eine nordische Herkunft der mitteleuropäischen Funde ergeben könnten. Nach Nielsen ist das Auftreten von Fibeln des nordischen Typus nicht mit Modeströmungen zu erklären, bei denen es zur Verbreitung eines weitgehend sinnentleerten, auf das rein dekorative Element beschränkten Motivschatzes

kommt. Sie sieht in den Funden wichtige Symbolträger von Bevölkerungsgruppen mit skandinavischen Wurzeln. In Regionen, in denen es zu einer eigenständigen Weiterentwicklung des skandinavischen Formenschatzes in lokalen Werkstätten kommt, rechnet Nielsen mit einer Zuwanderung skandinavischer Bevölkerungsteile. Dies ist in Kent der Fall, wo die Schließen skandinavischem Brauch entsprechend im Brustbereich getragen wurden, aber auch am Mittelrhein und wohl ebenso in Thüringen, für das anderweitig intensive Kontakte nach Skandinavien nachweisbar sind. Außerhalb dieser Regionen könnten die Nordischen Fibeln in reich ausgestatteten Frauengräbern auf weiträumige Elitekontakte und Exogamie hinweisen (Tournai, St. Brice 10, Basel-Kleinhüningen 74). Dass aber nicht jedes dieser Stücke von einer Skandinavierin getragen wurde, zeigt das Grab 470 von Straubing-Bajuwarenstraße. Die hier Bestattete wies einen intentionell deformierten Schädel hunnischer Tradition auf und trug zudem zusätzlich eine Gewandspange südosteuropäischer Machart. Kritisch betrachtet muss es letztlich für die große Mehrzahl der Fälle unsicher bleiben, ob wir in den Trägerinnen der Fibeln vom Nordischen Typus tatsächlich Zuwanderer aus Skandinavien oder deren Nachkommen vermuten dürfen.

Mit Zuwanderungen in das nordniederländische Küstengebiet während der Völkerwanderungszeit befasst sich der Aufsatz von Egge Knol. Seit dem späten dritten Jahrhundert ist hier infolge der Meerestransgression und wohl auch auf Grund von Veränderungen im wirtschaftlichen Gefüge eine starke Ausdünnung der Bevölkerung festzustellen. Eine deutliche Vermehrung des Fundmaterials vom fünften Jahrhundert an lässt auf eine nun wieder ansteigende Zahl von Bewohnern der Marschgebiete schließen. Dieses Fundgut zeigt deutliche Parallelen zum Elbe-Weser-Raum und nach England, so dass in der niederländischen Forschung schon seit gut hundert Jahren die These einer sogenannten sächsischen Aufsiedlung diskutiert wird, die in Zusammenhang mit den umfangreicheren Wanderungsbewegungen nach Britannien zu sehen ist. Die Masse des Fundmaterials und insbesondere Übereinstimmungen bei den Bestattungsformen sind in der Tat starke Indizien, die für die Richtigkeit dieses Modells sprechen. Studien an angeblich angelsächsischer Keramik aus der Drenthe zeigen aber, dass hier eine weitgehend autochthone Entwicklung stattgefunden haben dürfte, die lediglich Beeinflussungen aus dem nordwestdeutschen Küstenraum ausgesetzt war. Auch hier gilt, dass nicht jede fremd anmutende Keramik oder Fibel automatisch auf Zuwanderer zurückgeführt werden darf.

Horst Wolfgang Böhme fasst in seinem Beitrag den Kenntnisstand zur germanischen Besiedlung der nordgallischen Provinzen im vierten und fünften Jahrhundert zusammen. Neben den seit langem bekannten Grabfunden, welche die Anwesenheit von germanischen Bevölkerungsteilen vor allem durch das Auftreten bestimmter in Nordwestdeutschland beheimateter Fibelformen und weiterer typisch germanischer Beigaben verraten, wurden

in den letzten Jahren aufschlussreiche Untersuchungen von Siedlungen durchgeführt. Diese belegen, dass die aus den Gebieten östlich des Rheins zugewanderten Gruppen nicht nur unter militärischen Gesichtspunkten im Reich angesiedelt wurden. Offenbar wurden Germanen gezielt im Bereich bereits längere Zeit verlassener Villae rusticae sesshaft, um die Rekultivierung der zugehörigen Ländereien zu betreiben. Anhand der Grabfunde lässt sich verfolgen, dass die Akkulturation der Zuwanderer schnell voranschritt und sich bereits in der zweiten Generation Althergebrachtes mit Neuem vermischte, ein Prozess, als dessen Ergebnis wir wenig später die Entstehung der fränkischen Reihengräberfelder mit ihrem typischen Beigabenkanon fassen können.

Mit der Zuwanderung von germanischen Verbänden aus Osteuropa nach Nordgallien in der älteren Merowingerzeit befassen sich Michel Kazanski und Patrick Périn. Sie folgen den traditionellen Interpretationsmustern, indem die Frauengräber mit ihren Kleidungsaccessoires, die als Bestandteile eines »ethnic costume« gesehen werden, als Indikatoren für Migrationen von ethnischen Gruppen in Anspruch genommen werden. Die unterschiedliche Position der Blechfibeln und anderer Gewandspangen mit östlichem Verbreitungsschwerpunkt im Grab bezeugt den unterschiedlichen Grad der Akkulturation der Neuankömmlinge, die nach spätestens zwei bis drei Generationen nicht mehr archäologisch unterscheidbar sind. Fraglos ist die Anwesenheit ostgermanischer Personengruppen in der schriftlichen Überlieferung gut bezeugt, die zur Bekräftigung der ethnischen Interpretationen herangezogen wird. Doch es erstaunt das weitgehende Ausblenden anderer denkbarer Deutungsmöglichkeiten und der aktuellen kritischen Methodendiskussion.

Nach einem historischen Abriss der Geschichte des westgotischen Spaniens unter besonderer Berücksichtigung des namenkundlichen Materials durch Luis A. García Moreno widmet sich Antonel Jepure den Möglichkeiten der Archäologie, die Spuren der gotischen Immigration auf der iberischen Halbinsel darzustellen. Lange Zeit wurde eine Gruppe von Nekropolen mit teilweise reich ausgestatteten Gräbern in Zentralspanien mit eingewanderten Westgoten in Verbindung gebracht. Der Autor analysiert kritisch die bisherigen Forschungsansätze und kann diese Interpretation überzeugend zurückweisen. Er versucht einen neuen Deutungsansatz, bei dem er die schriftliche Überlieferung zunächst beiseite lässt und sich gänzlich auf die archäologischen Quellen konzentriert. Im Ergebnis zeigt sich, dass sowohl Westgoten als auch Sueben und Vandalen anhand der Grabfunde nicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden werden können, was auf deren durchgreifende Romanisierung bereits vor ihrer Ankunft auf der iberischen Halbinsel zurückgeführt wird. Die Volkszugehörigkeit der auf den fraglichen Gräberfeldern bestattenden Gemeinschaften, die vielleicht durchaus multiethnisch zusammengesetzt waren, bleibt vorerst leider ungewiss.

Die letzten fünf Beiträge befassen sich mit Beispielen aus dem südöstlichen Europa. Anna Lambropoulou

geht dem Problem der Besiedlungskontinuität auf der westlichen Peloponnes im siebten und achten Jahrhundert nach. Der schriftlichen Überlieferung zufolge wurde diese Region im späten sechsten Jahrhundert von slawischen Gruppen besetzt, nachdem die eingesessene byzantinische Bevölkerung angeblich weitgehend vertrieben war. Archäologische Untersuchungen aus den letzten Jahren ergaben aber zunehmend deutliche Hinweise auf kontinuierliche Siedlungsstrukturen sowohl im städtischen wie im ländlichen Bereich, welche die Aussagen der Schriftquellen stark relativieren. Die Verfasserin betont zu Recht, dass die vom Vorherigen abweichenden Fundgattungen, wie etwa die handgeformte Keramik, nicht zwangsläufig mit slawischen Einwanderern verbunden werden können. Unzweifelhaft ist die Anwesenheit von Slawen allerdings in Olympia, wo über zwei Jahrhunderte hinweg Bestattungen nach slawischem Muster angelegt wurden. Vielerorts scheint es zu einer friedlichen Koexistenz beider Ethnien gekommen zu sein. Christina Katsougiannopoulou hinterfragt die in der Forschung seit langem verankerte Ansicht, welche die sogenannten slawischen Bügelfibeln des sechsten und siebten Jahrhunderts aus dem byzantinischen Gebiet mit Einwanderern aus dem Norden in Zusammenhang bringt. Sie beurteilt jüngste Forschungsergebnisse zurückhaltend, die mit dieser traditionellen Sicht brechen, die Aussagekraft der Funde bezüglich der ethnischen Zugehörigkeit ihrer Träger anzweifeln und die Gewandstücke in erster Linie als Instrumente sozialer Distinktion begreifen. Die Verfasserin vermutet vielmehr, dass sich in den Frauengräbern, die neben den Bügelfibeln typisch byzantinische Elemente aufweisen, die Akkulturation von Migrantinnen spiegelt. Die Befunde dürfen jedoch nicht ohne Weiteres mit der Zuwanderung großer Bevölkerungsgruppen erklärt werden, sondern können ebenso die Mobilität von Einzelpersonen anzeigen, die etwa durch Exogamie bedingt war.

Der Beitrag von Tivadar Vida führt nach Pannonien, wo die romanische Bevölkerung seit dem letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts unter awarischer Herrschaft stand. Neben den einheimischen Romanen, die nach Ausweis der archäologischen Funde weiterhin Kontakte nach Norditalien und Dalmatien unterhielten, sind auch fremde Romanen fassbar. Diese stammen aus dem östlichen Mittelmeerraum und werden mit den Trägern bestimmter Nadeln, Gewandspangen und Gürtelschnallen identifiziert. Dass die mit diesen Kleidungsaccessoires ausgestatteten Verstorbenen aber auch anderer ethnischer Herkunft sein können, zeigen Grabfunde, in denen die Lage der Fibel eine bei den Germanen übliche Trageweise verrät. Es wird deutlich, wie schwierig es ist, die in den Schriftquellen belegte Deportation romanischer Bevölkerungsteile in das Awarenreich auch archäologisch zu erfassen.

Unsicher bleibt auch die Herkunft der Frau aus Grab 6 von TÁC nahe Stuhlweißenburg (Székesfehérvár), das László Schilling vorstellt. Die Grabbege erfolgte in den Jahrzehnten um 600. Als Beigabe fand sich unter anderem eine bronzene Fibel mit Tierkopf am vorderen

Bügelnde (»animal-head-brooch«, Tierkopfähnl. Fibel), die von vordelzeitlichen Gewandschließen Skandinaviens herzuleiten ist, anhand der Verzierung aber als einheimische Nachahmung identifiziert werden kann.

Abschließend gibt Matej Ruttkay einen Überblick über den Forschungsstand zur Besiedlungsgeschichte des fünften und sechsten Jahrhunderts in der Slowakei. Das reiche archäologische Fundmaterial im Südwesten des Landes wird vor dem Hintergrund der schriftlichen Überlieferung analysiert. Die komplizierte politische Entwicklung dieses Raumes mit einem raschen Wechsel verschiedener ethnischer Gruppierungen ist anhand der archäologischen Funde jedoch nur eingeschränkt nachzuvollziehen. Die Ankunft von Slawen wird für die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts angenommen, wobei das entsprechende Fundmaterial genauere Datierungen erschwert. Die interessante Frage, wie sich die anzunehmende Koexistenz germanischer und slawischer Gruppen bis in die Zeit um 600 im Detail gestaltete, bleibt nach wie vor weitgehend offen.

Insgesamt zeigt der vorliegende Band eindrücklich, dass die in den letzten rund fünfzehn Jahren rege und kontrovers geführte Diskussion um die ethnische Deutung und die Nachweisbarkeit von Migrationen in der frühgeschichtlichen Archäologie fort dauert und sich weiterhin zwei Lager gegenüberstehen. Immerhin scheint die Debatte erreicht zu haben, dass der überwiegende Teil der Forschung bezüglich der ethnischen Zuweisung von Fundmaterial vorsichtiger agiert und übereilte, häufig naheliegende Interpretationen kritischer als zuvor beurteilt werden. Einige Beiträge dieses Bandes scheinen die Skeptiker zu bestätigen, wenn alte Lehrmeinungen hinterfragt und mit neuen Sichtweisen, losgelöst von der schriftlichen Überlieferung, alternative Wege beschritten werden. Dennoch sollte nicht voreilig jede Erkenntnismöglichkeit hinsichtlich ethnischer Deutungen in Abrede gestellt werden, insbesondere bei der Unterscheidung ethnischer Großgruppe, wie Romanen, Germanen und Slawen, was auch von den kritisch eingestellten Kollegen weitgehend akzeptiert wird. Problematisch erscheint weiterhin deren weitere Differenzierung, etwa das Erkennen der einzelnen germanischen Gentes. Durch naturwissenschaftliche Untersuchungen gestützte Forschungen (zum Beispiel das Gräberfeld vom Lübecker Ring in Soest) rauben hier jede Illusion und zeigen, dass diesbezüglich der konkrete Einzelbefund eine sichere Beurteilung nicht zulässt. Der von Quast vorgeschlagene Weg, ethnische Fragestellungen zunächst unberücksichtigt zu lassen und Migrationen von Individuen und größeren Gruppen unter Ausblendung der Schriftquellen allein mit Hilfe der archäologischen Funde und Befunde zu untersuchen, könnte in einem ersten Arbeitsschritt durchaus weiterführend sein, wie Jecure in seinem Beitrag zeigen kann. Dabei werden aber schnell die methodischen Grenzen des Faches deutlich, die der Archäologie für die schriftlosen Epochen beim Erkennen von Migrationen bekanntermaßen hohe Hürden setzen. Die fruchtbare Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaft sollte

in einem zweiten Schritt weiterhin gesucht werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, die Chancen des interdisziplinären Diskurses vorschnell aus der Hand zu geben.

Bonn

Tobias Gärtner